



Walter Sperling

Vor den Ruinen von
Grosny

**Leben und Überleben
im multiethnischen
Kaukasus**

**Matthes & Seitz
Berlin**

Inhalt

Einleitung

Die Mythen der Völkerfreundschaft 10 / Eine Stadt an der imperialen Peripherie 12 / Die Spuren und Quellen einer Geschichte 13 / Alltag und Zivilisation: Fragen an Grosny 16

— 9

Kapitel 1

Vom Vorposten des Imperiums zur Boomtown des Öls

Die Festung an der Sunscha 20 / Hinter dem Fluss: das Land der Tschetschenen 27 / Der Kolonialkrieg, die Verheißung des Islam und die Zwänge des Dschihad-Staates 32 / Von Widerstand zu Eigensinn: Plädoyer für postkoloniale Perspektiven 44 / Boomtown des Öls im Zeichen der Verbürgerlichung 51

— 20

Kapitel 2

Brennende Ölfelder 1917: Revolution, Bürgerkrieg, Terror

Streik, Revolution und Pogrom: Grosny 1905 78 / Wut und Angst: Gewaltgemeinschaften der Revolution 88 / Inmitten des Bürgerkrieges: Grosny 1917–1920 93 / Fragiler Frieden: die Schwäche des bolschewistischen Staates 100

— 77

Kapitel 3

Der Kampf ums Öl, um den Plan und um eine sowjetische Nation

Grosneft – ein Ölkonzern entsteht 108 / »Russische« Stadt, »tschetschenisches« Land 111 / Hauptstadt einer sowjetischen Nation 117 / Baustelle und Brückenkopf der sowjetischen Zivilisation 135 / Produktionserfolge nach Plan: Druck, Terror, Angst 140 / Stalinismus als Zivilisation: die Stadt und die Versprechen der Heterotopie 148

— 105

Kapitel 4

Brennende Ölfelder 1942: Hitlers Krieg, Stalins Deportation

Der Kaukasus, das Öl und die Wehrmacht am Terek 161 / Freund und Feind in den Bergen 166 / Die Suche nach Eindeutigkeit hinter der Front 170 / Die Deportation: »sowjetische« Nation, »feindliche« Nation 187 / Im Niemandsland 200

—— 159

Kapitel 5

Nachkriegsidyll aus dem Geist des Stalinismus

Erdöl für den Kalten Krieg 205 / Jenseits der Repression: zur Signatur der Nachkriegszeit 207 / »Gezähmte Helden« und das kleinbürgerliche Glück 211 / Ordnung, Fleiß, Familiensinn: Konturen einer Nachkriegsgesellschaft 216 / Grosny – ein Nachkriegsidyll 226

—— 204

Kapitel 6

Im Tauwetter der Völkerfreundschaft:

Die Rückkehr der Deportierten nach Grosny

Die Rehabilitierung der Deportierten in Moskau 245 / Die Ablehnung der Nordkaukasier in Grosny 252 / »Banditen«: Drohgebärden und die Gewalt der Rückkehrer 261 / Der August-Aufstand 1958 in Grosny und seine Folgen 268 / Völkerfreundschaft: die Sowjetunion als *imagined community* 276 / Der Platz der Völkerfreundschaft: 1973 in Grosny 292

—— 242

Kapitel 7

Auf den Straßen von Grosny:

Alltag einer multiethnischen Zivilisation

Jenseits von Geschichte 312 / Die Anderen der Stadt und die Mythen des Alltags 315 / Der kultivierte Einwohner der kultivierten Stadt 322 / Zwischen sowjetischer Moderne und kaukasischer Tradition 334 / Das Kopftuch: Variationen sowjetischer Zivilisation 340 / Der Herrenhut: moderne Form lokaler Tradition 354 / Hörsaal, Boxring, Werkstatt: das Individuum, seine Räume und Kollektive 362 / Die »goldenen« Siebziger: Segen und Fluch der industriellen Moderne 375

—— 310

Kapitel 8

Die Kritik der Perestroika

und die »Krise des Föderalstaates« im Kaukasus

Die Sehnsucht nach Tradition und die ›Neuerfindung‹ der Nation 393 /
Sexappeal der Perestroika, Miss Grosny und die Provokation der Tradition 406 /
Die Rede vom Untergang der Nation: Kritik und Krise im Kaukasus 415 /
»Heimat von Männern, nicht Sklaven«. Der Kongress der Inguschen
in Grosny 1989 430

—— 389

Kapitel 9

Revolution und Revanche:

Die Auflösung der multiethnischen Gemeinschaft

Kriminalität, Gewalt und die Enthemmung der Straße 440 / Die »Anarchie
der Freiheit« oder: Im Schatten der nationalen Revolution 467 /
Der »zivilisierte Weg« und der Abgrund des Bürgerkrieges 492 /
Moskaus »verfassungsmäßige Ordnung« und das Ende von Grosny 506

—— 439

Epilog

»Die tote Stadt« und der Schmerz der Erinnerung 514 / Gemeinschaft
der Trauer, Gemeinschaft der Nostalgie 517 / Trennendes und Verbindendes:
postkoloniale Geschichte(n) 522

—— 513

Dank —— 530

Anmerkungen —— 533

Abbildungsverzeichnis —— 628

Literatur - und Quellenverzeichnis —— 633

Personenregister —— 670

E I N L E I T U N G

Die Mythen der Völkerfreundschaft / Eine Stadt an der imperialen Peripherie / Die Spuren und Quellen einer Geschichte / Alltag und Zivilisation: Fragen an Grosny

*»If history creates complexities,
let us not try to simplify them.«*

Salman Rushdie,
Imaginary Homelands¹

*»Es wäre an der Zeit,
die Sache in all ihren Verstrickungen
zu studieren.«*

Sultan Jaschurkaew,
Auf Splittern gekratzt. Grosny 1995²

Das Ende der Sowjetunion haben Millionen gefeiert. Im Osten wie im Westen haben sich Menschen über das Ableben des Regimes gefreut. Doch genauso gab es Millionen, die dem sowjetischen Staat nachgetrauert haben, die idyllischen Bilder der sozialistischen Gesellschaft vor Augen, den Geruch und Geschmack der sowjetischen Kindheit und Jugend im Sinn. Es ist diese Sehnsucht nach der zerfallenen Sowjetunion, die immer wieder auf Verwunderung stößt.³

Die Sowjetunion war ein Imperium, kann man bei Zeitzeugen und Historikern nachlesen, das letzte seiner Art.⁴ Nirgends tritt dies heute so deutlich zutage wie in Moskau, das mit seinen unter Stalin entworfenen Prospekten, Hochhauskathedralen und Blockbaufassaden immer noch den Anspruch einer Weltmacht vermittelt. Das Imperium hat sich vor Jahrzehnten aufgelöst, doch die Ambitionen, die Übermacht und die Abhängigkeiten sind geblieben. Menschen aus den ehemaligen Republiken der Sowjetunion strömen noch immer in Russlands Metropole, um dort ein Auskommen zu finden, weil die Wege sich historisch ergeben haben und weil die Wirtschaft im Kaukasus, in Zentralasien und im Fernen Osten sie nicht ernährt. So war es zumindest bis zu Russlands Einmarsch in die Ukraine.⁵

Bei einer Reise nach Moskau 2011 fallen mir am Flughafen unweigerlich junge Männer aus Tadschikistan auf. Dicht gedrängt stehen sie vor den Schaltern des Zolls. Eine Grenzbeamtin keift sie an, beschimpft sie lauthals als »Schafsköpfe« und »Horde Vieh«. »Sollen

die ›Schwarzen‹ doch bleiben, wo sie sind«, zischt mir ein Bekannter wenige Jahre später in einem hippen Moskauer Café zu, als wir auf die Wanderarbeiter aus dem Kaukasus zu sprechen kommen. »Schauen Sie doch nach Europa«, gibt mir 2018 eine gebildete Dame nach einem Vortrag in der Moskauer Bibliothek für Ausländische Literatur zu bedenken, »das liberale Projekt des Multikulturalismus hat doch auch dort ein totales Fiasko erlebt.«

Fremdenfeindlichkeit, Rassismus, Orientalismus – unbefangen geäußert und öffentlich zur Schau gestellt. Als Historiker des Zarenreiches und der Sowjetunion überrascht mich das nicht. Doch aufgewachsen als Enkel von deutschen Deportierten in einer sowjetischen Industriestadt inmitten der kasachischen Steppe, umgeben von Nachbarn, die aus der Ukraine, dem Ural und dem Kaukasus stammten, kann ich nicht aufhören, Trauer darüber zu empfinden, dass die sowjetische »Völkerfreundschaft« heute lediglich in meiner Kindheitserinnerung existiert, dass der Zerfall der Sowjetunion auch etwas im Gesamtdiskurs des multiethnischen Miteinanders zerbrochen hat: die Sagbarkeit im öffentlichen Raum, das behördliche Regulativ, die sowjetische Form einer *political correctness*, die an den »Internationalismus«, an die Solidarität, an das »brüderliche« Miteinander der »Völker« appelliert.

Die Mythen der Völkerfreundschaft

Über diese Verlusterfahrung sprach ich immer wieder mit meiner Familie, meinen Freunden und Bekannten aus dem postsowjetischen Raum. Sie antworteten mir mit nostalgischen Erinnerungen an den Urlaub an der abchasischen Schwarzmeerküste, mit Reminiszenzen an die georgischen Filme und an den Jazz aus Baku. Da war von einer Nähe die Rede, vom gemeinsamen *cultural space* und von einem geteilten Schicksal. Doch immer wieder fiel auch das Wort »Mythos«. Während wir über die George-Washington-Brücke auf Manhattan zufahren, erzählt mir ein aus Leningrad stammender amerikanischer Kollege: Mitte der 1980er Jahre habe er in der sowjetischen Armee gedient und dort keine Anzeichen für eine wie auch immer geartete Völkerfreundschaft gesehen. Einen Schmelztiegel habe es da bestimmt nicht gegeben, denn die Wehrpflichtigen hätten sich spontan zu nationalen Gemeinschaften zusammengeschlossen. Als Nationen hätten sie dann miteinander darum gerun-



Abbildung 1: »Völkerfreundschaft der UdSSR – eine große Errungenschaft der Lenin'schen Nationalitätenpolitik«. Eine Amateuraufnahme fügt die Behauptung des Regimes ein in die Poetik des Alltags. Die Banalität des Parteislogans an der Hausfassade verbindet sich mit einem romantischen Sujet der Stadtfotografie, das Private und das Politische im multiethnischen Grosny auf eigentümliche Weise verquickend. Im Lermontow-Garten an den Ufern der Sunscha. (um 1980)

gen, wer der Stärkere sei und welche Gruppe in der Kaserne jenseits der Offiziere das Sagen habe.

Von einem Mythos spricht auch die wissenschaftliche Literatur. Sie handelt die sowjetische Völkerfreundschaft als Propaganda ab und als ein Herrschaftsmittel des Regimes.⁶ Keine Frage, auch die Nation ist ein Mythos – von Intellektuellen im 18. Jahrhundert erfunden, von den Institutionen des europäischen Nationalstaates im 19. Jahrhundert durchgesetzt. Dass die Nationsbildung in Europa ein langer Vorgang der Disziplinierung war, hat etwa der Historiker Eugen Weber in den 1970er Jahren anschaulich beschrieben. Sein Buch *Peasants into Frenchmen* gehört zu den Grundlagenwerken der europäischen Geschichte, steht auf der Literaturliste eines jeden Nationalismus-Seminars.⁷ Und obwohl Kritik am Nationalismus heute selbstverständlich ist, wird der Mythos der Nation akzeptiert, nicht zuletzt, weil er sich mit völkerrechtlicher Souveränität, mit

territorialer Staatlichkeit und mit politischer Repräsentation verbindet. Die Projektion des Multiethnischen und Multinationalen in der Sowjetunion steht dagegen grundsätzlich im Verdacht, Moskaus Hegemonie zu verschleiern.

Dabei hat der Zerfall der Sowjetunion 1991 ein Konvolut an Forschungsarbeiten hervorgebracht, die zeigen, dass die Oktoberrevolution 1917 in ihrem Anspruch eine antiimperiale Veranstaltung war, dass das Selbstbestimmungsrecht der Nationen für die Bolschewiken nicht Floskel, sondern Glaubenssatz war und dass sie danach strebten, Nationen zu schaffen, wo noch keine existierten. Um den Gang der evolutionär gedachten Geschichte zu beschleunigen, haben sie »bourgeois Nationalismus« bekämpft und sozialistische Nationen und deren Kulturen gefördert, haben nationale Schriftstellerunionen gegründet und Unsummen in die Schaffung, Übersetzung und Verbreitung der nationalen Literaturen ins Russische gesteckt.⁸

Was war also der Vielvölkerstaat Sowjetunion, der immerhin sieben Jahrzehnte lang das Leben von über 200 Millionen Menschen bestimmte? Wie funktionierte die Sowjetunion als multinationale Gesellschaft? Und wie gestaltete sich das Miteinander der multiethnischen Gemeinschaften, die in einer Vielzahl von sowjetischen Städten über Jahrzehnte bestanden? Anders gefragt, wie gelang es den Menschen, nach den Exzessen der Gewalt – Revolution, Bürgerkrieg, Terror, Zweiter Weltkrieg – einander wieder in die Augen zu schauen und neues Vertrauen zu fassen? Oder waren die gemeinsam verlebten Jahrzehnte nach Stalins Tod nichts weiter als ein Ausharren, ein Warten auf das »Ende der Geschichte«, das der Politologe Francis Fukuyama mit dem Zerfall der Sowjetunion anbrechen sah?

Eine Stadt an der imperialen Peripherie

Um Antworten auf diese Fragen zu bekommen, begab ich mich an die ehemalige sowjetische Peripherie. Nicht nach Zentralasien, das mir aus der Kindheit vertraut war, sondern in den Nordkaukasus, wo die Spuren von Moskaus Gewalt nicht zu übersehen sind und ebenso wenig die Geldmittel, die Russland aufbringt, um die Eigenständigkeitsbestrebungen im Keim zu ersticken. Meine Fragen verlangten nach einem konkreten Ort und einem städtischen Milieu, in dem sich die Jahrzehnte der sowjetischen Geschichte wie in einem Brennglas spiegelten. Kein anderer Ort schien mir dafür besser ge-

eignet als Grosny: Die Stadt verdankt ihre Geburt dem Zarenreich. Sie entstand als Festung des russischen Imperiums, das sich Ende des 18. Jahrhunderts den Kaukasus einzuverleiben begann. Als hundert Jahre später das Erdöl zum weltweit begehrten Rohstoff wurde, verwandelte sich das Garnisonsstädtchen in eine Boomtown. Am Vorabend des Ersten Weltkrieges war Grosny auf den europäischen Börsenparketts der Inbegriff von Rendite versprechender Investition. Unter den Bolschewiken wurde Grosny eine Industriestadt – ein regionales Zentrum der Ölförderung und -verarbeitung, das die deutsche Wehrmacht 1942 zu erobern versuchte. Nach der Deportation der Tschetschenen und Inguschen nach Zentralasien 1944 und ihrer Rückkehr 1957 im Zeichen von Chruschtschows Tauwetterpolitik verlor die Welt Grosny aus den Augen. Erst Russlands 1994 begonnener Krieg gegen die um internationale Anerkennung ringende Republik Tschetschenien brachte die Stadt auf die Bühne des Weltgeschehens zurück.⁹

Heute sind die einst sprudelnden Ölquellen von Grosny versiegt, die Raffinerieanlagen im Krieg zwischen Russland und Tschetschenien zerstört und abgetragen. Wie heute Mariupol lag Grosny nach seiner letzten Eroberung im Frühjahr 2000 in Schutt und Asche. Mit Russlands Mitteln und den Steuergeldern der tschetschenischen Gesellschaft wiederaufgebaut, ist Grosny nun Hauptstadt einer autonomen Republik der Russländischen Föderation und einer durch die Sowjetzeit geprägten Nation. Verloren hat Grosny dabei, wie viele andere Städte des Kaukasus und auch Zentralasiens, nicht zuletzt seine multiethnischen Milieus. Was in Taschkent ein eher schleicher Vorgang war, hat sich hier innerhalb einer kurzen Zeit vollzogen. Die russischen, ukrainischen, jüdischen und armenischen Einwohner haben die Stadt in den 1990er Jahren fluchtartig verlassen. Ethnisch ist Grosny heute, ganz ähnlich wie Baku, Tiflis oder Taschkent, nahezu homogen. Der Zerfall der Sowjetunion bedeutete auch hier den Triumph der einen Nation, den Siegeszug des politischen Nationalismus über den multiethnischen Gesellschaftsentwurf.

13

Die Spuren und Quellen einer Geschichte

Die multiethnischen Milieus hörten aber auch nach den beiden Tschetschenien-Kriegen nicht auf zu existieren – zumindest nicht in der nostalgischen Erinnerung der ehemaligen Einwohner, die es

in die Metropole Moskau oder in die Städte des russischen Südens verschlagen hatte. Was sie zusammenhielt, waren nicht allein die alten Freundschafts- und Nachbarschaftsbeziehungen, die sich in der Fremde auszahlten. Es war ebenso der Verlust von Heimat, der geteilte Schicksalsschlag, was sie jenseits von ethnischer Zugehörigkeit verband. Als ich im Herbst 2011 in Moskau auf diese Gruppen stieß, beschloss ich, die Erinnerungen dieser Menschen zum Ausgangspunkt meiner Erkundungen zu machen. Mit Angehörigen der Gemeinschaften sprach ich am heimischen Küchentisch und im Café, im Stau der Großstadt und unter Baumkronen im Park. Mit vielen traf ich mich im Laufe der Jahre immer wieder. Ich sprach mit Russinnen und Tschetschenen, mit Ukrainerinnen und Tataren, mit Inguschinnen und Armeniern, mit Jüdinnen und Georgiern. Von vielen Gesprächspartnern wurde ich an Freunde, Verwandte und ehemalige Kollegen weitergereicht, an Menschen mit unterschiedlichen Bildungswegen und Berufen. Mit Namen und Telefonnummern ausgestattet, brach ich von Moskau auf nach St. Petersburg, dann in die Provinz, in den Süden, nach Krasnodar, und, schließlich, nach Grosny, wo Jugendfreunde meiner Moskauer Gesprächspartner mich am Flughafen empfangen.

Meine Interviewpartner teilten eine Sehnsucht nach Heimat, die die Medizin des 17. Jahrhunderts als Krankheit eingestuft hatte: Nostalgie. Selbst moderne Sozial- und Kulturwissenschaftler neigen dazu, der nostalgischen Erinnerung zu misstrauen, weil diese den Blick auf die Wirklichkeit verstelle.¹⁰ Aus der Erinnerungsforschung wissen wir jedoch, dass *jede* Erinnerung trägt, dass das »kommunikative Gedächtnis« einer permanenten Neuinterpretation unterliegt, dass selbst private Erinnerungen, angeordnet in so scheinbar neutralen, weil schablonenhaften Medien wie dem Familienfotoalbum, in einem Wechselverhältnis stehen zu politischen Großwetterlagen und gesellschaftlichen Trends.¹¹ Daher fragte ich mich immer wieder, ob ich wohl einer postsowjetischen Erzählung aufsitze, die die Erinnerungen neu formatiert – einem nostalgischen Narrativ vom multinationalen städtischen Idyll am Rande des romantisierten Kaukasus.

Die Quellen gegen den Strich zu lesen und zugleich ihr Narrativ, gehört indessen zum Kerngeschäft von Historikern und Anthropologen. Mit einem Augenzwinkern hat dies Natalie Zemon Davis in ihrem Buch *Fictions in the Archive* betrieben, das anhand von Gnadengesuchen an den König die Gesellschaft der Renaissance-Zeit

ausleuchtet.¹² Der Vorteil von Interviews gegenüber anderen erzählenden Quellen wie Gnadengesuchen, Memoiren oder Beamtenberichten besteht darin, dass sie die Möglichkeit bieten, einzugreifen und nachzufragen: nach dem Schulweg und den Spielkameraden, nach den Freunden und den Nachbarn, nach dem Viertel, nach der Stadt und den Querverbindungen zu anderen Regionen der Sowjetunion, die sich in Akten eines Amtsarchivs nicht finden lassen. Ein Interview, so gründlich vorbereitet es auch sein mag, ist immer ein Zwiegespräch. In ihm treten die Widersprüche und Leerstellen deutlicher hervor als in der geschönten und geglätteten Erinnerungsliteratur.

Um meine Interviews zu konturieren, bedurfte es Gegenstimmen, die eine andere Wahrheit behaupteten. Deshalb suchte ich mithilfe der NGO *Memorial* und einer Aktivistin in Grosny weitere Gesprächspartner. Journalisten halfen mir, Kontakte zur tschechischen Diaspora im Ausland, in Wien, Paris und New York zu knüpfen, die einen tendenziell nationalistischen Standpunkt vertrat und somit einer Sowjetnostalgie fern schien. Interviews mit ehemaligen Grosny-Einwohnern in Berlin und Tel Aviv ergänzten den Kreis meiner Gesprächspartner, der in seiner sozialen und ethnischen Zusammensetzung die Vielfalt der Stadtbewohner Ende der 1980er Jahre spiegelt.¹³

Ob als Einzelpersonen oder als Kleingruppen, die Gesprächspartner ließen mich nicht nur an ihren Erinnerungen teilhaben. Oft gewährten sie mir auch Einblicke in ihr Privatarchiv: Urkunden und Zeugnisse, Fotos, Briefe, Postkarten, Zeitungsschnipsel und Broschüren, das wenige, was nach vielen Umzügen oder der Flucht übrig geblieben war. Die dort aufgenommene Spurensuche setzte ich in Bibliotheken und Archiven fort: Ich las Reisebeschreibungen europäischer Gelehrter des 18. Jahrhunderts, die die Vorstellung einer *tabula rasa* in den Osten des europäischen Kontinents geführt hatte; ich verschlang Briefe und Berichte der Offiziere des Zarenreiches, die oftmals unverhüllt die imperiale Gewalt beschrieben; ich studierte die Korrespondenz der Emire des Nordkavkasus, die ihre Herrschaft ebenfalls auf Gewalt gründeten; und ich quälte mich durch Erhebungsbögen der Volkszählungen und die Berichte über die Landnahme, die »Umsiedlung« und »Verdichtung« der nordkavkasischen Siedlungen in den Ebenen um Grosny im ausgehenden 19. Jahrhundert. Die Archivalien des russischen Imperiums bekräftigen die Muster der uns so vertrauten gewaltsamen Kolonialge-

schichte, die ihren Schauplatz genauso in der Kabylei in Algerien oder in der Prärie in Nordamerika haben könnte.

Daher war ich erstaunt, als mir eine tschetschenische Geflüchtete in Wien erzählte, wie stolz ihr Großvater darauf gewesen sei, sich bereits in der Zarenzeit in Grosny niedergelassen zu haben. Er schöpfte sein Selbstbewusstsein daraus, ein Stadtbewohner gewesen zu sein, als seine Verwandten noch nichts anderes kannten als die kleine Welt ihres Dorfes. Der Blick in die Stadtführer und in die Zeitungen aus der Zeit vor 1917 veranlassten mich, diese Spur weiterzuverfolgen. Und so durchforstete ich die Berichterstattung und die Kurzmeldungen, die Feuilletons und die mit Jugendstilornamenten verzierten Anzeigen, um festzustellen, was eigentlich nahe lag: dass am Vorabend der Oktoberrevolution die globale Welt auch die Kleinstadt Grosny erreicht hatte und dass auch die Bevölkerung des Nordkaukasus vom Umbruch und den Neuerungen der Moderne in den Bann gezogen war.

Alltag und Zivilisation: Fragen an Grosny

Die Beobachtungen in und Beschreibungen von der Stadt, ihre Spiegelung in den Erinnerungen und in der historischen Presse machten klar, dass der multiethnischen Peripherie mit der schlichten Erzählung von Unterwerfung und Kolonisierung allein nicht beizukommen war. Der hier sichtbar werdende Alltag ging nicht auf in einer Geschichte von Widerstand und Eigensinn, von den Taktiken und Strategien der Machtlosen, die übergestülpten Regeln und Gesetze des Imperiums zu unterlaufen. Vielmehr half mir der Blick in die scheinbar überholte Schrift des Soziologen Norbert Elias *Über den Prozess der Zivilisation* (1939). So kritikwürdig Elias' These von der Verdrängung der Gewalt im Zuge der Moderne auch sein mag, so legt er doch überzeugend dar, dass es nicht allein der neuzeitliche Staat mit seinem Gewaltmonopol, sondern ebenso die Menschen selbst waren, die die Verflechtungsprozesse vorangetrieben haben. Sie waren es, die sich der Logik einer zivilen, auf Gewaltverzicht und -kontrolle ausgelegten sozialen Ordnung unterwarfen, weil ihnen dies auf lange Sicht Gewinn und Sicherheit zu versprechen schien.¹⁴ Aus diesem Blickwinkel betrachtet, leuchtet das Vorgehen der Eliten um Grosny, von den Mullahs bis zu den Ölmagnaten, umso mehr ein: Nach der Revolution von 1917 und den Jahren des Bürgerkrieges suchten sie

auch mithilfe der Bolschewiken die Kontrolle über die Gewalt wiederzuerlangen, weil mit dem Zerfall des Zarenreiches der gesellschaftliche Frieden abhanden gekommen war. Aus den Pamphleten, Reden und Deklarationen, die ich mit Memoiren konfrontierte, tritt nicht nur die Eskalation deutlich hervor, die Radikalisierung im Zuge der Revolution oder der Reaktion. Sichtbar werden dort auch die Bemühungen, Brücken zu schlagen und zu vermitteln, weil die Eliten der multiethnischen und multireligiösen Peripherie wussten, was der Preis von Entfesselung ist.

In dieser Perspektive wird dann auch nachvollziehbar, warum die Eliten des Nordkaukasus nach den Wirren des Bürgerkrieges auf die Bolschewiken setzten. Denn ohne deren Hilfe waren sie nicht in der Lage, den konkurrierenden Warlords den Garau zu machen. Und die Bolschewiken unterbreiteten mit dem Versprechen der nationalen Autonomie im multinationalen föderalen Staat ein Angebot, von dem die junge Nationalelite vor 1917 nicht zu träumen gewagt hätte. Überhaupt, die Lebensläufe der von den Bolschewiken geförderten nationalen Kader lassen darauf schließen, dass die lokalen Eliten sich mit dem neuen Regime arrangierten. Die Netzwerke der Familien und Clans mögen sich in den neuen sowjetischen Institutionen reproduziert haben und die Geheimpolizei in ihrem Verdacht bestärkt haben, dass die Sowjetisierung auch in dieser Randregion nur eine oberflächliche sei. Die Akten des Parteiapparats und sowjetischer Institutionen zeichnen hingegen ein anderes Bild. Der Verwaltungsstaat der Bolschewiken zog mehr Menschen an als das alte Regime des Zarenreiches. Und er machte die Stadt stärker zum Marktplatz einer sozialen Ordnung als das alte Imperium, das sich gegen die Urbanisierung und die Mobilisierung der Massen gesperrt hatte. Ob in Grosny, im benachbarten Wladikawkas oder eben in Moskau – Chancen auf Posten und Positionen wurden nicht in den Dörfern der Tschetschenen und Inguschen errungen, sondern in der Stadt: auf Schulungen und in Sitzungen, beim Jubeln auf Demonstrationen, beim Schwingen von Reden, beim Zitieren und Rezitieren der Parteidoktrin. Die neue Hegemonie entfaltete ihre Kraft als eine eigene Politökonomie.

Historiker:innen der Sowjetunion gehen gern der Frage nach, inwieweit es dem Regime gelang oder misslang, die Wahrnehmung seiner Bürger so zu verändern, dass sie Moskaus Hegemonie als Selbstverständlichkeit ansahen. Im Zentrum steht für sie vor allem die Frage nach der politischen Loyalität, gerade an der nationalen

Peripherie. Ich hingegen interessierte mich für Lebenswege, Lebensstile, Lebensweisen und die materielle Welt, die sich die alteingesessenen Stadtbewohner und die Neuankömmlinge zu eigen gemacht haben. In meiner Geschichte von Grosny kommt es auf Erzählungen an. In den Erinnerungen, autobiografischen Skizzen und Privatarchiven stieß ich nicht nur auf die Überreste einer Vergangenheit, die eben deswegen sowjetisch war, weil die Menschen in der Sowjetunion kaum eine andere Wahl hatten, wie dies oft anhand von Quellen aus den staatlichen Archiven diskutiert wird. Vielmehr scheint in den Ego-Dokumenten derselbe spezifische sowjetische Begriff von Kultiviertheit (*kul'turnost'*) auf, den die Menschen in Grosny teilten – eine sowjetische und sozialistische Interpretation der Bürgerlichkeit, die nach Norbert Elias das Bindeglied der modernen Gesellschaften Europas darstellt. Die Konturen dieses Habitus, die Umrisse der ihn tragenden Gemeinschaft möchte ich nachzeichnen. Denn er legt nahe, dass die Sowjetunion nicht allein eine (post-)imperiale staatssozialistische Zwangsveranstaltung war, sondern zugleich eine eigene, multiethnische Zivilisation.

Von diesem Standpunkt aus ergeben sich für mich folgende Fragen: In welcher Weise ordnete das sowjetische Konzept von Kultiviertheit die multiethnische Gesellschaft neu? Auch wenn die Direktiven des Moskauer Zentralkomitees und die Leitartikel der hauptstädtischen Zeitungen den Ton vorgaben, so waren es doch die Menschen vor Ort, die mit den und trotz der ideologisch imprägnierten Losungen das Leben praktisch zu gestalten hatten. Wie arrangierten sie sich miteinander? Wie interpretierten und variierten sie die Hegemonie, wie stellten sie im alltäglichen Miteinander Gemeinschaft her und wann setzten sie Grenzen? Wie gingen sie vor dem Hintergrund der Gewalterfahrungen des Terrors, des Zweiten Weltkrieges und der Deportationen miteinander um? Wie vermittelten sie in Konflikten, die sich nun einmal ergeben, wenn Menschen unterschiedlicher Herkunft und Sozialisation in städtischen Räumen aufeinandertreffen, und was blieb die Achillesferse dieser multinationalen industriellen Gesellschaft?

Als historische Disziplin nimmt die Alltagsgeschichte ihre Subjekte ernst. Die Handlungsweisen ihrer Akteure im Blick, deren überschaubare Kontexte vor Augen, sucht sie die großen Fragen zu beantworten. Ausgehend von der multiethnischen Stadt Grosny will ich verstehen, was die multinationale Sowjetunion gewesen ist, und ebenso erklären, woran sie Ende der 1980er Jahre zerbrach und

welche Rolle dabei der Kaukasus und Grosny spielten.¹⁵ Die Ruinen von Grosny vor Augen möchte ich zeigen, inwiefern das Ende der UdSSR als eine Tragödie aufzufassen ist. Die so erzählte Geschichte ist tragisch, weil sie von Aufbruch handelt und zugleich von Scheitern und von Gewalt; und weil durch den Zerfall der Sowjetunion die einen die Freiheit ihrer Nation erlangten, während die anderen alles verloren, was sie vorher besaßen. Der Preis der Desintegration der multiethnischen Gesellschaft, der Entflechtung und der Erosion ihrer Zivilisation war hoch und bleibt eine Hypothek, an der die postsowjetischen Gesellschaften zu tragen haben. Ob wir es wollen oder nicht, diese Hypothek tragen wir mit.

Lektürehinweis

Dieses Buch ist um Verstehen und Verständigung bemüht. Weil es eine historische Zeit beschreibt, die eine gendersensible Sprache nicht kannte, wird für die Vergangenheit das generische Maskulinum verwendet. Um die in die Sprache eingewobene Hegemonie nicht rückwirkend zu verschleiern, wird ebenso bei den Ortsnamen die jeweils historisch gängige Schreibweise verwendet. Das heutige Kyiv wird daher als Kiew benannt, das heutige Almaty als Alma-Ata betitelt. Bei den russischsprachigen Ortsangaben und Namen wird ferner aus Gründen der Lesbarkeit auf die Duden-Schreibweise zurückgegriffen, bei den Literatur- und Archivverweisen hingegen die wissenschaftliche Transliteration vorgezogen.

Vom Vorposten des Imperiums zur Boomtown des Öls

Die Festung an der Sunscha / Hinter dem Fluss: das Land der Tschetschenen / Der Kolonialkrieg, die Verheißung des Islam und die Zwänge des Dschihad-Staates / Von Widerstand zu Eigensinn: Plädoyer für postkoloniale Perspektiven / Boomtown des Öls im Zeichen der Verbürgerlichung

Grosny ist keine alte Stadt des Kaukasus. Anders als Tiflis in Georgien oder Derbent in Dagestan hat es keine antiken Wurzeln. Bei der Eingliederung ins Zarenreich konnte die Stadt auf kein reiches Erbe zurückblicken. Grosny war ein Geschöpf des Imperiums, entstanden zu einem militärisch-strategischen Zweck. Nach dem Siegeszug gegen Napoleons »Grande Armée« 1813 wandte sich das russische Imperium wieder seiner Südflanke zu, um sich gegen das Osmanische Reich und Persien abzusichern. Im Kaukasus hatte Russland bereits vorher Fuß gefasst: 1784 war am Eingang in die Darjal-Schlucht die Festung Wladikawkas errichtet worden, die den Zugang zum »Tor des Kaukasus« bewachte. 1801 wurde Georgien ins Zarenreich eingegliedert, das im Hochmittelalter den Kaukasus beherrscht hatte. Dann wurden Teile des heutigen Aserbaidschans und Armeniens erobert. Doch die neuen Gebiete waren nicht sicher, solange der Nordkaukasus nicht unter der Kontrolle des russischen Staates war, solange die Bergvölker sich nicht dem Willen des Zaren fügten.¹⁶ Grosny entstand als eine der Festungen, die der neue Generalgouverneur der transkaukasischen Provinz und Oberbefehlshaber der dortigen Streitkräfte General Jermolow anlegen ließ, als er zum Vorstoß in den Nordkaukasus ansetzte.

Die Festung an der Sunscha

General Jermolow ließ Grosny 1818 in einer Schleife des Flusses Sunscha errichten (Abb. 1.1). Wie der Terek nimmt die Sunscha ihren Anfang in den Bergen. Doch anders als ihr Nebenfluss wird die Sunscha von einer Hügelkette, dem Sunscha-Bergrücken, daran gehindert, in den Norden zu fließen. Stattdessen führt der Fluss in den Osten, wo er, andere Bergflüsse aufnehmend, unweit von Grosny der Steppenebene entgegenstrebt, sich mit dem Terek vereint und